

Vom Vaterunser zum »Vatermein«?

*Die Gefahren des »Ich« beim öffentlichen Gebet
in der Gemeinde*



Vielleicht ist es ja auch schon anderen Geschwistern aufgefallen, was seit einiger Zeit in manchen Gemeinden zu bemerken ist, wenn Brüder in den Gemeindestunden beten: die zunehmend häufigere Verwendung des *ich* und der persönlichen Fürwörter *mir*, *meiner*, *mich*. Während früher ziemlich ausnahmslos der Gebrauch des kollektiven *wir*, *uns*, *unser* üblich war, hört man nun immer öfter die 1. Person Singular, die Individualität und persönliches Erleben betont. Was im persönlichen Gebet zu Gott (im »stillen Kämmerchen«, während der »Stillen Zeit«) durchaus seine Berechtigung und seinen Platz hat, mutet während der Zusammenkünfte als Gemeinde nicht immer, aber mitunter durchaus befremdlich an. Dies soll in der Folge noch näher erläutert werden.

Die Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum (des Gebets) scheint zu verschwimmen, und so mancher wird dies vielleicht sogar als eine fortschrittliche Errungenschaft begrüßen. Ist es nicht uneingeschränkt positiv zu bewerten, wenn wir in der Gemeinschaft der Geschwister genauso mit Gott reden wie in den Momenten, wenn wir mit ihm allein sind? Wird auf diese Weise nicht eine unnötige Trennung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Gebet aufgehoben? Sind wir so nicht authentischer, unmittelbarer, ehrlicher in unseren Gebeten?

Die Aufhebung des Unterschieds zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre

Jedenfalls lägen wir damit durchaus in einem gesellschaftlichen Trend, der seit längerer Zeit zu beobachten ist: der Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen. Spätestens seitdem wir in den sozialen Medien quasi der ganzen Welt online unser Privatleben mitteilen können (und nicht wenige tun es!), ist dies offensichtlich. Aber selbst diejenigen, die nicht ihren Alltag für jedermann zum Gegenstand ihrer Mitteilbarkeit werden lassen, machen häufig »Selfies« oder lassen doch wenigstens einen ausgewählten Freundes- und Familienkreis auf Facebook, Twitter/X, WhatsApp oder Instagram an ihrem Leben teilhaben.

Schon wesentlich früher war diese Aufhebung der Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum an der Kleidung ablesbar. Wäre es

noch vor einigen Jahrzehnten undenkbar gewesen, das Haus ohne die »korrekte« Kleidung (z. B. Anzug/Kleid, Kopfbedeckung) zu verlassen, so ist heute in aller Regel das Gegenteil zu beobachten: Überall auf der Straße begegnen uns Menschen, die sich in ihrer »Straßenkleidung« auch ohne weiteres zuhause auf dem Sofa räkeln oder im Fitnessstudio schwitzen könnten. In der Oper sitzen Mitbürger, die auch problemlos zu einem Grillabend im Freundeskreis oder einem Wohnungsumzug passend angezogen wären. Interessant ist die Beobachtung, dass es hierbei insbesondere Männer sind, deren saloppe Kleidung ins Auge fällt, während sich Frauen im Durchschnitt bewusster für die jeweils unterschiedlichen Anlässe anzuziehen pflegen.

Neben der unterschiedlichen Kleidung waren es aber auch andere Dinge, die man früher – in aller Regel aus Rücksichtnahme oder Scham – auf der Straße nicht tat, weil sie dem häuslichen Rahmen vorbehalten waren, und die mittlerweile zur neuen Normalität des »Draußen« gehören: das Essen und Trinken (»to go«), das laute Musikhören oder das Tragen von Kopfhörern, das laute Sprechen oder Telefonieren in öffentlichen Verkehrsmitteln oder auf der Straße. Eine Vielzahl von Aktivitäten, die zuvor nur im privaten häuslichen Umfeld als angemessen galten, gehören heute zum gewohnten »Stadtbild«.

Selbstverständlich haben diese Veränderungen »in der Welt« auch Einfluss auf das Leben der Gemeinde(n). Die Hypothese sei aufgestellt, dass auch die gehäufte Verwendung des *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* in den gemeinsamen Gebeten eine (vermutlich ganz unbewusste) Folge der Aufhebung dieser Unterscheidung zwischen dem privaten und dem öffentlichen Raum sein könnte.

Warum verwenden – insbesondere jüngere – Geschwister zunehmend diese *ich*-Form, wenn sie in der Gemeinde beten?

Es darf vermutet werden, dass damit persönliche Hingabe, Entschiedenheit, Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit ausgedrückt werden sollen. Man »versteckt« sich nicht länger hinter einem kollektiven *wir*, sondern spricht ganz authentisch von sich selbst. Woberüber könnte man auch unmittelbarer und aufrichtiger reden als von sich selbst?

Dass diesem Ausdruck ehrlicher Innerlichkeit auch

der Beigeschmack einer ungewollten Ichbezogenheit anhaftet, wird dabei entweder nicht bemerkt oder billigend in Kauf genommen. Ob sich hierin auch der überbordende Individualismus und Egoismus unserer Zeit ausdrücken könnte, der zwischenmenschlich Verbindendes für sekundär und den Ausdruck der eigenen Persönlichkeit für quasi unumschränkt maßgeblich hält? Machen wir uns – wie gesagt – nichts vor: Wir sind auch als Gotteskinder Kinder unserer Zeit. Der Zeitgeist hat seinen Einfluss auf das Denken, Fühlen und Wollen von Christen, und er ist ein steter Gegenspieler des göttlichen Heiligen Geistes!

Mögliche Probleme der *ich*-Formulierungen

Was könnte denn nun, abgesehen von diesen kultur- und zeitgeschichtlichen Überlegungen zu Selbstdarstellung und Egozentrismus, überhaupt problematisch am häufigen Gebrauch von *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* im öffentlichen Gebet in der Gemeinde sein? Und gibt es nicht auch andererseits Gefahren eines unkritischen Gebrauchs von *wir*, *uns*, *unser*?

Die folgenden möglichen Probleme sind im Zusammenhang mit der bevorzugten Verwendung des *ich* denkbar:

1. Der Gebrauch der Wörter *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* lenkt die Aufmerksamkeit sprachlich auf den Beter, während die Benutzung der Wörter *wir*, *uns*, *unser* den Fokus auf die Gemeinde legt. Alle Zuhörer des Gebets sollten sich aber in das gemeinsame und öffentliche Gebet eingeschlossen fühlen, es sozusagen für sich mitbeten können. Das Gebet sollte in diesem besten Sinne »inklusive« sein, was ja auch von der Gemeinde durch das bestätigende und abschließende »Amen« am Gebetsende zum Ausdruck gebracht wird. Spricht der Beter nur für und nur von sich, so ergibt dieses Amen (»Ja, so sei es!«) der Gemeinde als Bestätigung seiner persönlichen Gebetsaussage wenig Sinn. Was sollte es bedeuten? Wenn aber der Beter das verbindende, gemeinsame *wir* verwendet und damit seine Geschwister in das (Gebets-)Reden zu Gott einbezieht, so ist es einleuchtend, dass diese Geschwister auch seine Bitte, seinen Dank oder ganz allgemein seine Aussagen mit einem zustimmenden »Amen« bekräftigen.

2. Alle Gläubigen sind zwar einzeln, höchstpersönlich und individuell von Gott auserwählt und berufen worden, aber sie sind dadurch nicht nur in eine



Beziehung zu ihm gestellt worden, sondern auch gleichzeitig ein Teil seiner weltweiten, Zeit und Raum überspannenden Gemeinde geworden. Gott kennt zwar jeden von uns bis ins kleinste persönliche Detail (Mt 10,30), aber dennoch macht die Bibel deutlich, dass alle Gläubigen nach ihrer Errettung zu *einem* Leib gehören (1Kor 12,13: »Denn in *einem* Geist sind wir alle zu *einem* Leib getauft worden, es seien Juden oder Griechen, es seien Sklaven oder Freie, und sind alle mit *einem* Geist getränkt worden«). Die Gemeinde Gottes ist der »Leib Christi«, die Gemeinschaft der aus der Welt Herausgerufenen, die *ekklesia*. Zu ihr gehören und in ihr funktionieren die Gläubigen als Glieder eines (geistlichen) Körpers. Ihre Einzigartigkeit und Individualität treten gegenüber ihrer Funktion (ihrem Dienst) für den Gesamtorganismus in den Hintergrund (vgl. 1Kor 12, Röm 12,3ff., Eph 4,1–16): *Wir* (alle Gläubigen zusammen) sind der Leib, Christus ist das Haupt (Eph 4,15.16).

Dieses Prinzip – aus vielen Einzelnen wird ein großes Ganzes – ist im Übrigen aber keine Neuerfindung Gottes im Hinblick auf die neutestamentliche Gemeinde, sondern es ist bereits im Alten Bund mit Bezug zum Volk Israel vorhanden:

»Erkennt, dass der HERR Gott ist! Er hat uns gemacht und nicht wir selbst – sein Volk und die Herde seiner



Weide« (Ps 100,3). Wir sind einzeln gemacht und zugleich Teil seines Volkes / seiner Weide.

»Aber nun, HERR, du bist unser Vater. Wir sind der Ton, und du bist unser Bildner, und wir alle sind das Werk deiner Hände. HERR, zürne nicht allzu sehr, und nicht ewig erinnere dich an die Sünde! Siehe, schau doch her, dein Volk sind wir alle!« (Jes 64,7.8). Wir sind seine Schöpfung und alle zusammen sein Volk.

In äußerster Fokussierung mag man dieses Prinzip auch in der Person Abrahams erkennen, dem versprochen wurde, Gott werde aus ihm ein großes Volk machen und alle Geschlechter/Völker der Erde segnen:

»Und der HERR sprach zu Abram: Geh aus deinem Land und aus deiner Verwandtschaft und aus dem Haus deines Vaters in das Land, das ich dir zeigen werde! Und ich will dich zu einer großen Nation machen, und will dich segnen, und ich will deinen Namen groß machen, und du sollst ein Segen sein! Und ich will segnen, die dich segnen, und wer dir flucht, den werde ich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde!« (1Mo 12,1–3).

Gott erwählt zwar immer den Einzelnen, aber er macht aus ihm etwas Neues, Größeres (im Falle Abrahams) und fügt ihn in eine größere Gemeinschaft ein: sein Volk, seine Gemeinde.

3. Jesus brachte seinen Jüngern das »Vaterunser«

als Gebet bei, als sie ihn baten, sie beten zu lehren, nicht das »Vatermein«.

Bereits 2018 wies der amerikanische Theologe, Seminarleiter und Publizist Albert Mohler Jr. in einem Buch über das Vaterunser (*The Prayer That Turned the World Upside Down – The Lord's Prayer as a Manifesto for Revolution*) darauf hin, dass Jesus auf die Bitte der Jünger hin, sie beten zu lehren, seine Belehrung mit den folgenden zwei Worten beginnt: »Unser Vater«. Er beginnt nicht mit den Worten »Mein Vater«, obwohl ja für jeden Jünger zweifelsohne und sogar in besonderem Maße eine höchstpersönliche Erwählung und Berufung durch den Herrn selbst stattgefunden hatte (vgl. z. B. Mk 3,13–19).

Jesus beginnt seine Gebetsunterweisung aber nicht nur in der 1. Person Plural, sondern diese Form bestimmt auch das gesamte Gebet: »*Unser tägliches Brot gib uns heute; und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir unseren Schuldner vergeben haben; und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!*« (Mt 6,11–13). Tauschen wir einmal probeweise im ganzen Vaterunser das *uns*, *unser* durch *mir*, *meiner*, *mich* aus – das Gebet bekommt einen völlig anderen Charakter!

Ein warnendes Gegenbeispiel, nämlich wie wir nicht beten sollen, gibt uns der Herr im Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner in Lk 18,9–14. Was fällt beim selbstgerechten Gebet des Pharisäers, der auf seine frommen Werke stolz ist, im Hinblick auf seine Ausdrucksweise auf? »*Gott, ich danke dir, dass ich nicht bin wie die übrigen der Menschen: Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche, ich verzehnte alles, was ich erwerbe.*« Natürlich geht es in diesem Vergleich vor allem um die unterschiedliche Herzenshaltung der beiden Beter (frommer Stolz versus demütige Zerknirschung), aber die Ichbezogenheit und Selbstgerechtigkeit des Pharisäers kommen eben auch in seiner Sprache überdeutlich zum Ausdruck.

4. Wenn wir Gott als Gemeinde gemeinsam danken, ist nur das *wir* sprachlich angemessen. Besonders deutlich wird deshalb die Problematik bei der Verwendung des *ich* beim explizit gemeinschaftlichen Gebet wie z. B. im Rahmen des Dankgebets vor dem Brotbrechen. Wenn dabei der betende Bruder seinen ganz persönlichen Dank für Brot und Wein, Leib und Blut Jesu und dessen Erlösungswerk für ihn auf Golgatha

zum Ausdruck bringt, so tritt die Unangemessenheit dieser Formulierung offen zutage. Denn im Teilen von Brot und Wein wird ja gerade die *Gemeinschaft* aller Gläubigen mit Christus versinnbildlicht (*»Der Kelch des Segens, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes des Christus? Das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes des Christus?«*; 1Kor 10,16.17). In diesem Moment ist daher der persönliche Dank dafür, dass *ich* errettet wurde und *meine* Sünden ans Kreuz geheftet wurden, schlichtweg unpassend zum Wesen dieser symbolischen Handlung.

5. Bei der Verwendung des *ich* im öffentlichen Gebet vor der Gemeinde droht ein Wettkampf um die größte Sündhaftigkeit, Verworfenheit und Unwürdigkeit. Wer hat nicht schon Sätze gehört wie diese: »Ich danke dir, Herr, dass du auch für meine Sünden gestorben bist, für mich, der ich nichts von dir wissen wollte. Ich war vielleicht der Allerunwürdigste unter den Sündern, doch deine Gnade fand mich dennoch in meiner Sündenfinsternis und stellte mich in dein göttliches Licht.« Das klingt sehr fromm und es erinnert auch ein wenig an Paulus, der seine Zerknirschung aber sehr glaubhaft und überzeugend mit der Verfolgung der ersten Christen begründen konnte. Diese Formulierungen ähneln aber auf ungute Weise dem Gebet des oben erwähnten Pharisäers aus Lk 18, nur dass dort, wo dieser sich überschwänglich anpreist, hier eine ausgesprochene Selbstbezüglichkeit stattfindet. Diese auffällig demütige Art der öffentlichen Selbsterniedrigung findet man im normalen Alltagsleben der so betenden Geschwister typischerweise dann aber nicht mehr wieder. Es stellt sich daher durchaus die Frage: Gibt es vielleicht auch so etwas wie eine öffentlichkeitswirksame, selbstverliebte Selbstanklage, ein Kokettieren mit der eigenen Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit, eine Art »Sündenstolz«?

Das problematische Element einer häufigen Verwendung des *ich* im Rahmen des Gebets in der Gemeinde besteht, kurz zusammengefasst, in diesen Punkten:

1. Der Fokus wird auf den Einzelnen anstatt auf die Gemeinde gelegt.
2. Das »Wir« der Gemeinde als »Leib Christi« wird undeutlicher.
3. Das Vaterunser als Lehrgebet des Herrn Jesus kennt nur *uns*, *unser*.



4. Insbesondere im Abendmahl wird die Gemeinschaft der Heiligen, nicht Individualität betont.
5. Es droht ein unbewusster Wettkampf um die größte Selbstbezüglichung.
6. Der Unterschied zwischen privatem und (gemeinde)öffentlichem Gebet wird übersehen.

Kann das *wir* als die unbedenkliche, sichere Formierungsweise gelten?

Es schließt sich aber die bereits eingangs erwähnte Frage nach den Stolpersteinen im Zusammenhang mit dem Gebrauch des *wir* an. Wenn die bevorzugte oder exklusive Verwendung des *ich* einige Gefahren mit sich bringt, ist dann nicht die Benutzung des *wir* automatisch sicher? Die knappe Antwort darauf lautet: Nein!

Insbesondere der letztgenannte Punkt beim häufigen Gebrauch des *ich* – die Selbstanklage und übermäßige Selbstbezüglichung – kann bei der Verwendung des *wir* zu Befremden führen. Damit ist nicht die grundsätzliche Diagnose Gottes über die Sündhaftigkeit aller Menschen gemeint (vgl. Röm 3,11.12.23); diese ist unstrittig. Aber Art und Ausmaß unserer Empfänglichkeit für die zahlreichen »Sündenoptionen« fallen doch sehr unterschiedlich aus. Nicht jeder Gläubige ist für jede Sünde gleichermaßen »auf-



nahmebereit«, »ansprechbar«. Was dem einen eine stete Anfechtung bedeutet, ist einem anderen relativ ungefährlich. Der Teufel spricht in jedem Menschen die persönlichen Schwachstellen an, jene speziellen, individuellen Begierden, die bereits in unseren Herzen lauern (vgl. Jak 1,13–15).

Wer also in seinem Gebet vor der Gemeinde pauschal *unsere* unreinen Gedanken, *unsere* Gier, *unsere* Zanksucht, *unsere* Maßlosigkeit, *unsere* Lieblosigkeit oder andere Dinge wortreich beklagt, sollte zumindest zwei Dinge bedenken:

1. Seine Aussagen werden vor allem mit seinen persönlichen Anfechtungen identifiziert werden.
2. Viele Geschwister werden diesem Gebet (zumindest innerlich) widersprechen, weil es auf sie in dieser Form nicht zutrifft.

Ein gewisses Maßhalten und vorsichtige Formulierungen (wie z. B. »mehr oder weniger«, »in unterschiedlichem Ausmaß«, »auf verschiedene Weise«, »nicht alle gleichermaßen«) sind hier sicherlich hilfreich.

Eine weitere Gefahr könnte man darin sehen, dass der Beter zwar vom *wir* spricht, aber letzten Endes doch immer nur von sich selbst ausgeht und auf diese Weise das *wir* zur reinen Form erstarrt, zur frommen Floskel wird.

Die Verwendung des *wir* beim Gebet in der Gemeinde kann uns aber vielmehr dazu ermuntern, uns in die Geschwister hineinzusetzen, sie so gut zu kennen, dass wir um ihre Probleme und Nöte, aber auch ihre Stärken und Freuden wissen, damit das *wir* ein ehrlicher Ausdruck unseres gemeinsamen Gebets wird. Sind wir nicht zum Mitleiden und Mitfreuen aufgefordert (Röm 12,15)?

Diese Art des »anteilnehmenden Gebets« erfordert von uns zwangsläufig eine besondere Vorbereitung (und evtl. auch Nachbereitung!), damit es nicht bei bloßen Worten bleibt. Ein solches Gebet wird dadurch auch zum Prüfstein für den Beter, inwieweit er es ernst meint mit seinen Gebetsworten im Namen aller Geschwister – eine durchaus herausfordernde Sache!

Zusammenfassung

Es bleibt festzuhalten, dass wir beim öffentlichen Gebet in der Gemeinde mit der Verwendung der Wörter *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* umsichtig und sparsam umgehen sollten, da hier bei unkritischem Gebrauch einige Gefahren lauern. Jeder, der es dennoch tut, sollte sich zumindest dieser Fallstricke bewusst sein. Es sollte auch betont werden, dass es uns nicht um eine Art von »Sprachpolizei« gehen sollte, die akribisch die *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* zählt und dann Strafmandate verteilt. Aber der Umstand, dass der Herr Jesus selbst im Vaterunser jegliches *ich*, *mir*, *meiner*, *mich* vermeidet, sollte von uns durchaus als ein wichtiger Warnhinweis verstanden werden.

Andererseits ist auch der unkritische Gebrauch der Wörter *wir*, *uns*, *unser* nicht gänzlich ohne Tücken und sollte daher nicht reflexhaft erfolgen. Er kann uns vielmehr besonders zur geschwisterlichen Anteilnahme ermuntern.

Unsere Worte, unsere Wortwahl sind Gott nicht gleichgültig oder unbedeutend: »Wenn jemand nicht im Wort strauchelt, der ist ein vollkommener Mann, fähig, auch den ganzen Leib zu zügeln« (Jak 3,2).

Und warum sollten wir nicht auch in der Frage, wie wir beten sollen, Gott um Weisheit bei der Wahl der richtigen Worte bitten dürfen? »Wenn aber jemand von euch Weisheit mangelt, so bitte er Gott, der allen willig gibt und keine Vorwürfe macht, und sie wird ihm gegeben werden« (Jak 1,5).

Andreas Blings